

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 125.

Sonntag, 28. Mai.

1916.

(19. Fortsetzung.)

Die Geschichte einer Frau.

Roman aus dem russischen Großstadtleben.

Von Hans Beder (Wiesbaden).

(Nachdruck verboten.)

Aber dort weiter, auf der anderen Seite, ein Gewimmel von Gestalten, eine Unzahl von Menschen, stehend, sitzend und liegend. Die Grabhügel, mit weißen und bunten Tischtüchern bedeckt, dienten als Tische, darauf der unvermeidliche Samowar, Schüsseln mit rohen Gurken und Schwarzbrot — dazu ein Gesumme, wie es bei großen Menschenansammlungen schon durch leises Sprechen hervorgerufen wird, hier sich verstärkend zu einem Getöse, durch laute Ausrufe, durch Gefänge, durch Brüllen.

Genau der gleiche Anblick wie damals, der ihn als Knaben erschreckt, eingeschüchtert, daß er die Mutter angesieht, schnell wieder fortzugehen.

Aber damals war es eine trunkene Masse gewesen, die die Ruhe der Toten störte, heute tranken sie Tee, das zeigten doch die Samoware, wo kam die Aufregung her, in der sich alle befanden. Deutlich erkannte er am Erdboden liegende Gestalten — hatten sie getrunken, ehe sie auf den Friedhof kamen oder hatten sie die Getränke eingeschnüffelt. Das war doch nicht denkbar, die Polizisten, von denen eine große Anzahl vorhanden, sollten doch, wie es hieß, scharf aufpassen, den Kommenden die Taschen untersuchen und jede Schnapsflasche fortnehmen.

Und doch — zweifellos — er hatte Betrunkene vor sich — so gebendeten sich nicht nüchterne Menschen: in der einen Hand ein Glas, das immer von neuem aus der Teemaschine gefüllt wurde, in der anderen Hand eine rohe Gurke, tranken und aßen sie und grölten.

Sergei wandte sich ab, er wollte die Stätte, auf der sich ihm der abstoßende Tumult bot, umgehen — er mußte ja auch dort weit nach hinten, bis zur Mauer, wo die Selbstmörderin eingescharrt lag.

Das Gesicht abgewandt, ging er weiter, verfolgt von dem Rann, der seinen Kopf schmerzen ließ, erst als er sein Ziel erreicht hatte, vor dem Hügel stand, kam Ruhe und Andacht über ihn.

Da schloß sie, die aus Liebe zum Volke, in dem Bestreben, an seiner Befreiung aus der finsternen Unwissenheit mitzuarbeiten, zur Verbrecherin geworden, selbst den Tod gesucht hatte — eine kurze Strecke von ihr entfernt, schmausste und brüllte das gleiche Volk, kein Gedanke galt ihr — verhöhnt, beschimpft hätte sie jeder, wenn er von ihr, von ihrem Opfer gewußt.

Sorgsam ordnete Sergei die mitgebrachten Blumen auf dem Grabe, stand eine Weile mit gesenktem Kopf davor und sah sinnend darauf nieder.

Vielleicht flüsternten seine Lippen ein kurzes Gebet, er war sich dessen nicht bewußt.

Auf dem Rückwege sprach er einen der wachgehaltenen Polizisten an. Er wies auf die Horde an den Gräbern und wollte sich Aufklärung verschaffen: die Menschen da vor ihm sollten doch nüchtern sein, das Mitbringen von Alkohol war streng verboten —

Der Polizist hob die Schultern:

„Wir passen schon genug auf, aber es hilft nichts, Herr, sie haben den Schnaps in die Samowars gegossen,

an so was denkt man ja nicht gleich — es ist ja auch nur ein Tag im Jahre, man kann da nicht so streng sein.“

Das letztere fügte er wie sich entschuldigend hinzu, vielleicht hatte er auch schon mitgetrunken.

Als Sergei zu Olga Petrovna kam, fand er diese nicht zu Hause.

„In einer halben Stunde würde die Herrin kommen —“ sagte Mascha, dabei musterte sie ihn wie einen Fremden und schlug schließlich die Hände zusammen: „Aber mein Gott, Sergei Alexandrowitsch, Herr Doktor, wie sehen Sie aus — ganz bleich und mager! Sind Sie krank? Und so dunkle Ringe haben Sie um die Augen.“

Sergei schob sie zur Seite:

„Ja, ich bin krank gewesen, aber laß mich herein, ich bin müde und will mich setzen — ist der Herr da?“

„Ja, der Herr ist im Wohnzimmer“ — und noch immer weiter schwachend: „Es ist gut, daß Sie gekommen sind, der Herr ist die letzten Tage auch wieder krank, fühlt sich so schwach —“

Sergei hörte nicht mehr auf sie. Er hatte die Tür zum Wohnzimmer geöffnet und war eingetreten.

In einem Sessel zusammengekauert saß Hyppolit Konstantinowitsch, er schien zu schlafen. Als Sergei nähertrat, öffnete Tartakow jedoch die vorher geschlossenen Augen und ihm die Hand haltend, sagte er matt:

„Sergei Alexandrowitsch lassen Sie sich auch wieder sehen, wo haben Sie gesteckt? — Ach ja, Olga hat mir gesagt, daß Sie verreist waren — nun wie geht's?“

Sergei hatte die ihm gebotene Hand ergriffen und seinen Finger an den Puls des vor ihm Sitzenden gelegt, dabei beobachtete er das goldliche, verfallene Gesicht.

„Ja, ich war verreist, auch krank war ich — aber Sie, Hyppolit Konstantinowitsch, sehen mir auch nicht so recht aus. Sie sollten sich hinlegen, Sie haben Fieber.“

Der andere schüttelte den Kopf:

„Um Gotteswillen, stecken Sie mich nicht ins Bett, sagen Sie das Olga nicht, ich kann nicht liegen, lassen Sie mich aufbleiben, im Bett sterbe ich —“

Sergei versuchte zu lächeln:

„Übertreiben Sie nicht, Hyppolit Konstantinowitsch, so schlimm steht es nicht, aber lassen Sie Ihren Hausarzt rufen oder, wenn Sie wollen, verschreibe ich Ihnen etwas, das nehmen Sie ein, dann wird es schon wieder gut werden.“

Tartakow wollte noch etwas erwidern, doch sie hörten draußen die Flurklode anschlagen, gleich darauf trat Olga ins Zimmer.

Ohne auf ihren Mann zu achten, trat sie Sergei mit ausgestreckten Händen entgegen:

„Sergei Alexandrowitsch, endlich sieht man Sie“ — einen Moment starrte sie, als sie ihm ins Gesicht sah — mein Gott, wie sieht er aus, wie ein vom Tode Erstandener, dabei noch schöner wie früher, die Blässe kleidet ihn gut — dann, sich befinnend: „Wie krank waren Sie.“

ich habe hier auch einen Patienten, aber er gehorcht nicht, bleibt nicht im Bett, reden Sie doch ein ernstes Wort mit ihm."

Die Augen ihres Mannes waren von ihr zu Sergei gerirt, es schien, als ob er die beiden beobachtet, herausfinden wollte, wie sie zueinander ständen — vielleicht hatte sie ihn doch belogen, als sie ihm zugeschworen, daß sie Sergei nicht liebe, nur Freundschaft sie mit ihm verbinde — sein Mißtrauen war bei der Begrüßung wieder erwacht. Er war ganz beruhigt gewesen, als Sergei so lange ferngeblieben, nun ging die Qual wieder an, gleich ins Bett stecken wollte er ihn, natürlich, dann war er aus dem Wege.

Wie eine tolle Jagd gingen ihm diese Gedanken durch den Kopf, und als Sergei jetzt wieder zu ihm trat, verzerrte sich sein Gesicht:

"Lassen Sie mich, ich bin nicht krank, ich gehe nicht ins Bett, ich will hier bleiben, hier, hört ihr, bei euch."

Sein Atem ging keuchend, seine Augen flimmerten.

Olga Petrovna war ebenfalls an seinen Sessel getreten:

"Mein Gott, beruhige dich doch, Doktor Tschersakow will doch nur dein Bestes, schon gestern hast du geseibert, da mußt du doch ins Bett."

"Ich will aber nicht —" er schlug mit den flachen Händen auf die Seitenlehnen des Sessels, dann klammerte er sich daran fest, als ob er Widerstand leisten wollte.

"Gut, bleiben Sie hier sitzen, aber regen Sie sich nicht auf, ich wiederhole, lassen Sie Ihren Hausarzt rufen, Sie müssen etwas einnehmen, sonst steigt das Fieber. Seien Sie doch vernünftig, Hippolit Konstantinowitsch, ich meine es doch gut mit Ihnen."

In dem Gehirn des Kranken, durch das Fieber verstärkt, begannen sich Wahnvorstellungen zu entwickeln.

Unter halbgeschlossenen Lidern sah er zu Sergei hin, dann fragte er schnell:

"Nach dem Arzt soll ich schicken, oder Sie wollen mir etwas verschreiben, gut, ich muß das aber selbst lesen, muß wissen, was ich schlucken soll, ich —"

Olga Petrovna brauste auf:

"Nun hör aber auf. Sergei Alexandrowitsch bemüht sich um dich, trotzdem du dich geberdest wie ein Unsiniger und ihn beleidigst, jetzt willst du ihn auch noch verdächtigen. Schäm dich, Hippolit, das ist doch zu arg."

Unter den Worten seiner Frau hatte der Kranke den Kopf sinken lassen, wie ein störrisches Kind wiederholte er immer wieder:

"Ich will nicht, ich will nicht" — und dann sich plötzlich halb aufrichtend, rief er seiner Frau zu: "Rede du nur, ich weiß alles, du hast ein Geheimnis vor mir — auf ihn, auf jenen da, hast du gewartet. Die alte Frau, die hier im Hause ist, hat dir eine Nachricht gebracht. Die betrifft ihn oder seine Schwester, um viel Geld handelt es sich, um eine Erbschaft, wenn ihr die habt, wollt ihr mich allein lassen, ich habe alles gehört, ich weiß alles, wenn du auch der Mascha verboten hast, mir etwas zu sagen."

Sergei sah erstaunt, fragend zu Olga hin, diese sagte sich an die Stirn:

"Die Geschichte habe ich im Augenblick wirklich ganz vergessen, aber wie ist es nur möglich, daß der Mann das so auslegt. Also gut, bleib hier, hör zu, dann wirst du doch erkennen, was du dir für Zeug in den Kopf gesetzt hast."

Sie setzte sich und forderte auch Sergei auf, Platz zu nehmen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Aufgebot der Bücher.

Die Reichsbuchwoche vom 28. Mai bis 3. Juni.

Von J. Lews. *)

Es würde eine lehrreiche Aufstellung sein, wenn man an-
geben könnte, wie viele Bücher, Zeitungen und Briefe der
deutsche Soldat im Durchschnitt gelesen hat, und es gäbe Stoff
zu nicht ganz unwichtigen Vergleichen, wenn man diese
Aufstellung auf die Heere aller kriegsführenden Länder aus-
dehnen könnte.

Der Krieg wird nicht nur mit Bajonetten, Maschinenge-
wehren und schwerer Artillerie geführt, damit gewiß in erster
Linie, auch nicht nur durch ordentliche Beschickung der Gulasch-
kanone, das ist sicher Nummer zwei. Aber in einem so langen
und furchtbaren Kriege wie dem jetzigen bleibt der kämpfende
Mann nur gesund und leistungsfähig, wenn auch sein geistiges
Leben einigermaßen im bisherigen Zustande erhalten wird.
Darum forgt Hindenburg auch für guten Lesestoff in seinem
Kampfgebiet.

Unser Volk ist ein lesendes, und am meisten lesen die
Lebensalter, die jetzt im Felde stehen. In die Arbeiterhäuser
werden die Bücher durch die jungen Leute, deren Wissens-
drang noch lebendig ist, hineingebracht. Sie sind auch die
besten und treuesten Kunden der Volksbüchereien. Und so ist
es in allen Volkskreisen. Die Volksbüchereien hätten darum
eigentlich mit ins Feld wandern müssen. Oft ist es auch ge-
schehen. Dem Verfasser dieser Zeilen wurde oft aus kleinen
Ortschaften geschrieben, daß die Volksbücherei dringend einer
Unterstützung bedürfe, weil alles Lesenswerte ins Lazarett
oder ins Feld gegeben worden sei.

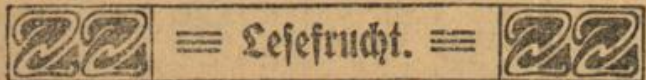
Wie viele Millionen von Büchern insgesamt hinausge-
wandert sind, kann statistisch nicht festgestellt werden. Die im
Gesamtauschuß für Kriegsbüchereien zusammengeschlossenen
Vereinigungen haben allein über 6 Millionen Bücher geliefert,
davon die Gesellschaft für Volksbildung eine halbe Million.
Auch die Buchhandlungen sind unseren Heeren bis an die
Fronten gefolgt.

Aber das Buch hat im Schützengraben eine geringe Le-
bensdauer. Es gehen sehr viele Bücher bald zugrunde. Wenn
man das verhindern wollte, würde man das Lesen überhaupt
unmöglich machen. Man hat Büchereien für die einzelnen
Truppenteile eingerichtet, auch in der Regel alles bestens ge-
ordnet, wie sich das ja in unserem Heere von selbst versteht.
Aber wenn jeder Leser verpflichtet werden sollte, das geliehene
Buch zurückzubringen — er bringt oft Wertvolleres, das
eigene Leben und die heißen Glieder, nicht zurück. So muß
immer wieder aufgefüllt werden, und wenn wir auch an
manchem Mangel haben, Bücher sind immer noch im Überfluß
da. Buchläden, die wie die Butterläden anzeigen müßten:
„Bücher ausverkauft“, würde es auch bei völlig undurch-
lässiger Blockade nicht geben.

Wir sollten mit den Büchern nicht zu sparsam sein. Sie
helfen unseren Kämpfern mehr als Spiel und Tabak und der-
gleichen über schwere Stunden und leere Tage hinweg. Sie
kämpfen mit uns. Was die Bücher den Lesern im Schützen-
graben und auf dem Schmerzenslager wert sind, man braucht
nur die prächtigen Dankbriefe zu lesen, um es ganz zu wissen.
Darum dürfen ihre Reihen in den Schützengräben, in den
Stappen, in den Lazaretten sich auch nicht lichten. Es müssen
Tag für Tag ungezählte Tausende nachgeliefert werden, damit
die Millionen zu lesen haben.

Um die Rücken auf einmal sämtlich zu füllen, veran-
staltet der Gesamtauschuß für Kriegsbüchereien, eine Unter-
abteilung des Zentralkomitees der Vereine vom Roten
Kreuz, in der Zeit vom 28. Mai bis zum 3. Juni wiederum
eine Reichsbuchwoche. Sammelstellen sind die Schulen und
die Buchhandlungen. Es ist nicht darauf abgesehen, etwa alte,
abgelegte Buchware zusammenzubringen, damit ist niemand
gebient, sondern vom Guten des Besten. Wer im eigenen
Bücherschranke nichts Passendes hat, findet in den Buchhand-
lungen, die darauf vorbereitet sind, eine reiche Auswahl.

*) Mit freundlich erteilter Erlaubnis des Verfassers und Ver-
lags dem „Berliner Tageblatt“ vom 16. Mai 1916 entnommen.
Wiederabdruck mit Quellenangabe („Berliner Tageblatt“) gestattet.
Red.



Man kann nicht leben, ohne daß die Leute sprechen,
Nicht Rosen sammeln, ohne daß die Dornen stechen.

Gammer.

Die vorjährige Sammlung, die nur in den höheren Schulen stattfand, ergab eine Million Bücher. Nicht alle waren geeignet, aber die meisten gut. Die diesjährige Sammlung bringt voraussichtlich mehr, viel mehr.

Ich habe vor einigen Jahren einmal an eine Anzahl Leute geschrieben, sie möchten mir diejenigen Bücher angeben, die nach ihrer eigenen Erfahrung das Einfachste mit dem Tiefsten vereinigen, also die idealen Volksbücher. Jeder nur eines, gewissermaßen sein Buch, eines, das ihm selbst am meisten geboten, und von dem er wünschen müßte, daß es im Volke weit verbreitet werde. Ich habe aus den Briefen und Einsendungen manchem Buche tiefer in die Seele sehen gelernt. Ich möchte jeden Leser dieser Zeilen bitten, den Sammelstellen der Reichsbuchwoche auch sein Buch zu schicken. Ist das nicht ein köstlicher Dank, wenn Hunderttausende, wenn Millionen ihre Bücher unseren Soldaten geben, die besten, die sie kennen, die ihnen selbst Stunden reinsten Genusses bereitet, vielleicht Unverlierbares geboten haben? Aber diesmal wollen wir dieses Buch nicht einem lieben Angehörigen ins Feld schicken, sondern gewissermaßen jedem, der für uns kämpft, dem ganzen Heere so einen Gruß aus Millionen von deutschen Häusern. Und die Bücherboten sollen die Schulkinder sein, das Deutschland von morgen, für das das Deutschland von heute kämpft.

Wenn am 4. Juni nach Abschluß der Sammlung für jeden deutschen Soldaten ein Buch bereit liegt, so haben wir einige Armeekorps mehr im Felde, gute, stille, treue, reiche Kameraden für unsere Krieger, die immer da sind, wenn man sie braucht, und die mehr geben, als mancher Mensch geben kann — eine ganze Seele.

== Bunte Welt. ==

Aus der Kriegszeit.

Warum hat der Fez keinen Schirm? Es ist auffallend, daß unsere türkischen Bundesgenossen eine Kopfbedeckung tragen, die ihnen nicht den geringsten Schutz gewährt vor den Strahlen der Sonne. Sie, die in südlicheren Breiten als wir wohnen, haben noch außerordentlich unter dem Brennen der Sonne zu leiden, und dennoch wird sich kein Türke von seinem traditionellen Kopfschmuck trennen, der gerade durch das Fehlen des Schirmes sein besonders nationales Gepräge erhält. Es sind nun etwa 100 Jahre vergangen, seitdem ein türkischer Sultan den Versuch gemacht, den Fez der Soldaten mit einem Schirm zu versehen. Mahmed II., der letzte große Herrscher aus dem Hause Osmans, führte nach dem mit Rußland 1812 zu Bukarest geschlossenen Frieden mannigfache Neuerungen noch europäischem Muster in der Verwaltung seines Reiches und im Heere ein. So schuf er auch eine neue praktische Uniform für seine Soldaten; nur den Fez mußte er in seiner ursprünglichen Form bestehen lassen. Als er die Absicht fundat, die alte Kopfbedeckung durch Anbringung eines Schirmes zu verbessern, erhob die Priesterschaft gegen diesen Bruch eines geheiligten Herkommens Einspruch. Den gedachte der Sultan durch ein rabiatales Mittel zu beseitigen. Er lud nämlich den Scheich ül Islam zu sich ein und ließ ihm einen Platz so anweisen, daß ihr die durch die Fenster hereinflutenden Sonnenstrahlen direkt ins Gesicht trafen. Sich selbst setzte er mit dem Rücken gegen die Fensterscheibe des Zimmers. Nun war der hohe geistliche Würdenträger, um den Sultan überhaupt sehen und sich selbst vor der Sonnenglut schützen zu können, gezwungen, oftmals die Hand zu erheben und vor die Augen zu halten. Der Sultan tat, als bemerke er den Grund nicht, warum sein Besucher so unruhig war; er meinte, jener sei wohl krank und zu alt, man müsse wohl daran denken, ihm einen Nachfolger zu geben. Auf's höchste erschrocken, wehrte der Scheich ül Islam ab, doch plötzlich fiel er, von der Hitze überwältigt, ohnmächtig zu Boden. Bald kam er wieder zur Besinnung, und nun durfte er sich in den Schatten setzen. Der Sultan aber entließ ihn mit dem Bedenken, nach diesem Erlebnis werde er wohl nichts mehr gegen den Fezschirm, der die Augen der Soldaten schützen solle, einzuwenden haben. Ein allerhöchster Erlass bestimmte, daß an die Kopfbedeckung des Militärs allgemein ein Schirm anzusetzen sei. Damit aber war das von den Priestern beeinflusste Heer selbst nicht einverstanden und zufrieden. Drohend zogen die Soldaten zum Großwesir und erklärten, sie wollten keine

Schirmmützen tragen, wie die Ungläubigen, die nur deshalb die Augen bedekten, weil sie fürchteten, in das zornige Auge Allahs zu bliden. Da blieb dem Sultan nichts übrig, als seine Verordnung zurückziehen; und der Fez hat bis heute seine runde, schirmlose Form behalten, die er von jeher hatte.

Kanonendonner und Militärmusik. Die Beobachtungen, die in diesem Weltkriege über die Hörweite des Geschützdonners, namentlich über die Zone des Schweigens, gemacht wurden, lassen gewisse Vorkommnisse früherer Kriege in ganz neuem Lichte erscheinen. Mehr als einmal ereignete es sich, daß bei Belagerungen oder Schlachten einige Teilnehmer der kriegerischen Ereignisse, die sich besonderer Sinnesschärfe rühmten, behaupteten, Kanonendonner oder Militärmusik zu hören, während andere nichts davon wahrnehmen konnten. Meist verspottete man die Einbildungskraft dieser Männer oder Frauen und glaubte, daß ihre Wünsche sie zu Halluzinationen verführt hätten. Einer der bemerkenswertesten Fälle ereignete sich während des indischen Aufstandes 1857/58. Damals lagen in Lucknow Engländer und Engländerinnen eingeschlossen, von den aufrührerischen Sepoys belagert. Die eingeschlossenen wußten nicht, wann Entsatz kommen würde oder welche Truppen dazu heranziehen könnten, wenn sie auch annahmen, ein Hochländer-Regiment würde dabei sein. Unter den Frauen, die der Erlösung entgegenharrten, befand sich Jessie Brown, eine junge schottische Soldatenfrau. Vom Fieber ergriffen, lag sie auf dem Erdboden ausgestreckt, als sie plötzlich in freudiger Erregung aufsprang, weil sie die Militärmusik der Hochländer in der Ferne zu hören glaubte. Die Kanonen der Sepoys donnerten, und niemand außer Jessie Brown vermochte den Klang schottischer Sackpfeifen zu vernehmen. Allein sie bestand energisch auf ihrer Behauptung — ja sie erkannte sogar den berühmten schottischen Marsch „The Campbells are coming“. Alle mit Jessie Brown eingeschlossenen Engländer und Engländerinnen hielten ihre Wahrnehmung für nichts anderes als eine Eingebung des Fiebers. Nach einiger Zeit aber erwies sich, daß Jessie Brown richtig gehört hatte: auch die anderen Belagerten hörten nur die schrillen Töne des Dudelsacks und sahen bald, wie das Hochländer-Regiment in dem Entsatzheer des Generals Havelock herankam. Jessie Brown hatte also den Klang ihrer heimatischen Militärmusik aus beinahe unglaublicher Entfernung erkannt. Schon einige Wochen vorher hatten etliche der Belagerten geglaubt, fernen Kanonendonner zu hören. Ebenso behaupteten damals einige, während der stillen Nachtwachen den Klang von Dudelsäcken zu hören. Da indessen von einem Entsatzheer noch lange danach nichts zu sehen war, so nahmen die Belagerten diese Wahrnehmungen einiger unter ihnen als Sinnes Täuschung und schrieben sie der Einbildung zu. Tatsächlich war jedoch damals das Korps General Havelock nicht mehr als etwa 80 Kilometer von Lucknow entfernt. Nur mußte es alsdann zunächst unverrichteter Dinge zurückgehen, bis der zweite Vorstoß gelang. Das Dröhnen der Kanonen hatten die Belagerten also wahrscheinlich schon bei dem ersten Entsatzangriff hören können. Was die anderen für Einbildungskraft hielten, ist also wohl tatsächlich die richtige Wahrnehmung besonders scharfer Sinne gewesen. Damals erschien die Sache jedoch als so märchenhaft, daß sie bestaunt, mit geheimem Schauer besprochen und von der Dichtung mannigfach verherrlicht ward.

Shakespeare als sein eigener Plagiator. Eine hübsche Anekdote, die ein Streiflicht auf den Weltruhm Shakespeares wirft, erzählte der amerikanische Volschaster in London Page bei einer Ansprache, die er auf einer Shakespeare-Feier hielt. Sie handelt von zwei Vergleuten aus den Rocky Mountains, die den „Hamlet“ sahen. Sie kamen nach der Stadt Denver in Colorado, und als sie dort am Theater vorbeiging, sagte der eine zum anderen: „Wir wollen mal rein gehen und uns die Sache ansehen.“ Das Stück, das gespielt wurde, war der „Hamlet“. Mit großem Interesse hörten sie von Anfang bis zu Ende zu und saßen die ganze Zeit stillschweigend nebeneinander. Als sie wieder auf der Straße waren, stieß der eine den andern an und meinte: „Nun, John, wie hat dir das Stück gefallen?“ „Großartig“, antwortete John, „das war 'ne feine Sache! Aber der Kerl, der das geschrieben hat, der muß manches wo andersher zusammengebastelt haben. Ich hab' nämlich viele von den Sachen schon mal vorher gehört!“

Schach

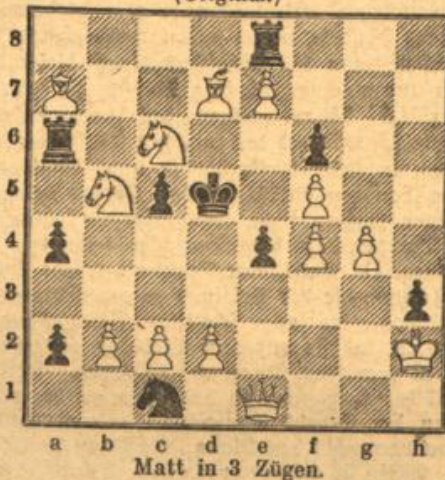
Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des „Wiesb. Tagblatt“ zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen.
Organ des Schachvereins Wiesbaden.
Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbadener Schachverein. Spielgelegenheit Samstags- und Mittwochsabends im Café Maldaner in der Marktstraße.
Hauptspielabend: Samstags.

Wiesbaden, 29. Mai 1916.

Aufgaben.

456. H. Kranz in Wiesbaden.
(Original.)



Matt in 3 Zügen.

457. P. A. Orlimont.

Weiß: Kb7, Dg7, Tb2, Sc1. (4 Stück.)

Schwarz: Ka3, Dd2, Bb4, b5, d5. (5 Stück.)

Matt in 2 Zügen.

455. Nicht auf e8, sondern auf c8 muß der schwarze Läufer stehen.

Partie 167. (Mittelgambit.)
Gespielt im Mai 1916 in Berlin.

Weiß: Dr. Tarrasch. Schwarz: Mieses.

- | | | | |
|-------------------------|----------------------|------------|---------------------|
| 1. e2—e4 | e7—e6 | 17. Lc1—f4 | Dc7—b6 |
| 2. d2—d4 | d7—d5 | 18. Sb1—c3 | e4×d3 |
| 3. Lf1—d3 | d5×e4 | 19. De2—d2 | Ld7—h3 |
| 4. Ld3×e4 | Sg8—f6 | 20. Sc3—a4 | Db6—b5 |
| 5. Le4—d3 ¹⁾ | c7—c5 | 21. Sa4—c3 | Db5—c4 |
| 6. d4×e5 ²⁾ | Lf8×c5 | 22. Sf3—e5 | Te8×e5 |
| 7. Sg1—f3 | Sb8—c6 | 23. Lf4×e5 | Sf6×d5 |
| 8. 0—0 | Sc6—b4 | 24. Dd2—g5 | f7—f6 |
| 9. Ld3—b5 ³⁾ | Lc8—d7 | 25. Dg5—h4 | Dc4×h4 |
| 10. Dd1—e2 | 0—0 | 26. g3×h4 | f6×e5 |
| 11. Lb5—c4 | Ta8—c8 | 27. Sc3×d5 | Tc8—d8 |
| 12. a2—a3 | Sb4—d5 | 28. Sd5—e3 | Lc5×e3 |
| 13. Lc4—d3 | Dd8—c7 | 29. f2×e3 | Lh3×f1 |
| 14. g2—g3 | Tf8—e8 ⁴⁾ | 30. Ke1×f1 | Td8—f8 [†] |
| 15. c2—c4 | e6—e5 | 31. Kf1—g2 | e5—e4 |
| 16. c4×d5 | e5—e4 | | |

und mit dem erdrückenden Uebergewicht des gedeckten Freibauern gewann Schwarz leicht.

¹⁾ Dieser Rückzug ist nicht glücklich, der Läufer steht stärker auf f3, von wo er auf c6 und b7 drückt. — ²⁾ Warum nicht eine Figur mit Sg1—f3 entwickeln? Schwarz dürfte natürlich nicht c5×d4 7. Sf3×d4, Dd8×d4? antworten wegen 8. Ld3—b5[†]. — ³⁾ Weiß will dem Schwarzen nicht zwei Läufer überlassen. Doch warum da nicht Lc1—e3? — ⁴⁾ Ausgezeichnet. Dieser Zug schließt natürlich bereits die Idee des folgenden in sich.

(Lasker i. d. „Voss. Ztg.“)

Auflösungen.

452 (2 Züge). 1. Lf1.

Nr. 453 (3 Züge). 1. Db1, b4, T×f2 2. D×e4+; 1. . . ., T×a. 2. f4+; 1. . . ., L×e2 2. Lf4+; 1. . . ., b×c4 2. Db8+; 1. . . ., c2 2. Db2+.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., J. K., Dr. M., R. St., A. Dl. und Wdw. in Wiesbaden, sowie K. Schwarz in Fulda und Assessor Manns in Epstein i. T.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.



Silbenrätsel.

Aus folgenden 24 Silben: ne, ros, land, ra, dy, ne, bro, i, as, berg, nec, bad, the, ra, ja, esth, sar, var, law, na, tri, ca, ci, kar bilde 10 Worte, deren Anfangsbuchstaben von oben nach unten und deren Endbuchstaben von unten nach oben gelesen eine feindliche Macht und ihren Führer ergeben. Die Worte bedeuten: 1. Stadt in Galizien. 2. Französischer Dichter. 3. Deutscher Fluß. 4. Ort im Schwarzwald. 5. Kaspische Stadt. 6. Deutscher Fluß. 7. Spanische Provinz. 8. Galizische Handelsstadt. 9. Russische Provinz. 10. Fluß in Belgien.

Königszug.

(Die Felder sind zu verbinden, wie der König auf dem Schachbrett zieht.)

Ihr	land	Den Toten.				zeit	le
ter	die	das	nur	ne	den	bens	wir
ihr	va	tet	ei	rer	sieg	ken	un
für's	so	blu	kann	nicht	eu	ver	bar
fri	doch	tes	nen	des	tend	sei	letz
ihr	schen	bens	eig	ver	ach	war	das
mu	starbt	in	ge	krieg	nicht	band	tod
tes	zo	get	den	heil	gen	er	eu

Logograph.

Sie lagern in ihrem Waldquartier
Ums lodernde Feuer herum.
Ein lustig Wiener Blut sprach keck:
Jetzt ratet, seid ihr nicht dumm.
Wo wohnt mein Schätzchen? Am Donaustrand
Ist eine liebliche Stadt.
Verändert ein Zeichen: gern eß ichs wohl,
Doch weh' dem, der es hat.
Nochmals geändert: wir lagern hier
In ihm nach Soldatenbrauch.
Es wird gezogen, geschlagen gar,
Verwaltet wird es auch.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 237.

Bilderrätsel: Kronprinzessin. — Kapselrätsel: Kampf um Verdun. (Die weggenommenen Wörter sind: Bel, Traugott, Erde, Bier, Acht, Mal, Heer, Garn.) — Pyramide: Genf, G. See, Minna, Einfall. — Rätsel: Feld—grau. — Geheimschrift: Gulaschkanone. — Kriegerätsel: Miene, Mine.

Unterhaltende Blätter

Monatliche Freibeilage des
Wiesbadener Tagblatts



10. Jahrgang 1910.

Nr. 9.

Schuld.

Von Elise Sparwaffer.

(Nachdruck verboten.)

Daß Karl Mertens gefallen war, das faßte er nicht! Er fuhr durch polnische, zerstossene Dörfer, über wüste Felder, und stand am Rand eines blätterlosen Birkenwäldchens vor dem kleinen Hügel mit dem Holzkreuz und dem Helm darauf. Stand, hielt den Hut in den Händen und wartete, und wußte selbst nicht auf was. Und wurde den einen, grübelnden Gedanken nicht los: „Es ist nicht möglich!“

Heimgekehrt, traf er auf der Straße einen, der Seite an Seite mit Karl Mertens zum Sturmangriff vorgegangen. Er trug den Arm in der Binde.

„Ich habe ihn oft beobachtet!“ erzählte der. „Ich glaube, es hat irgend etwas nicht gestimmt in seinem Leben. Der wollte nicht mehr heimkommen — — —“

Da flammt es auch in ihm auf, was er schon lange im Unbewußtsein getragen:

„Es hat irgend etwas nicht gestimmt in seinem Leben — — —“ Mit schweren, zögernden Schritten ging er ins Atelier des toten Freundes. Er stieg die Treppen hinauf — eine — zwei — drei — und blieb schweratmend stehen. Mußte nicht gleich einer sich oben über das Geländer beugen und ihn mit fröhlichem Halloß empfangen? Aber es kam keiner — so still — so schrecklich still blieb es im Haus! Zögernd schloß er die Türe auf. Zögernd trat er ein.

Diesen Raum hatte einer sicher erst vor einer Stunde verlassen — vielleicht um sich Zigaretten zu kaufen oder irgendwo ein kleines Mädchen zu treffen. Auf einem Taburet unausgewaschene Pinsel, die befleckte Palette funterbunt, der Malerkittel lässig über einen Stuhl geworfen. Eine Mappe heruntergeglitten, und die Skizzen daraus über dem Boden zerstreut. Dazwischen ein flüchtig aufgerissener Liebesbrief, und auf dem Tisch am Fenster das aufgeschlagene neue Testament — Christus am Kreuz — Christus in Todesnot! Wie hatte er die Größe dieses gewaltigen Märtyrers durchforscht — durchgrübelt! Wie hatte er gesucht nach einem Ausdruck dieses überwältigenden Schicksals!

Karl — Karl Mertens! Deine düsteren Todesbilder — und im grellen Gegenfatz dazu deine tollen Liebesnächte — — — Karl Mertens, es hat etwas nicht gestimmt in deinem Leben!

Grübelnd starrte der einsame Mann auf das mächtige, halbfertige Bild auf der Staffelei. „Wo ist mein Meister?“ fragte es ihn eindringlich. „Wo ist er? Ich will mein Leben haben! Ich will vollendet werden!“

Er ertrug den Lebensschrei des Bildes nicht mehr! Er wandte ihm den Rücken und suchte die Radierungen zusammen, die in ihren Rahmen an den Wänden herum-

standen: Der Tod mit dem alten Bettler am Wegweiser — der Tod als Schnitter auf dem Erntewagen, darauf die graufigen Garben aus vielen erstarrten Gesichtern, im Hintergrund das Feld im blutroten Abendglühen — der Tod als gewissenhafter Buchhalter in seinem Büro.

Aber dann Lichtblicke aus früheren Jahren: Italiens lachender Himmel, Italiens leuchtendes Meer. Er hielt ein kleines Gemälde in den Händen: eine blaue, italienische Meerbucht. Wie hatte Karl Mertens auf diesem Bild die Sonne festgehalten! Freilich — damals quoll sie bei ihm noch von innen heraus. — — Und das Bild in seinen Händen sagte plötzlich mit leiser Stimme: „Weißt du noch?“ „Ach ja, ich weiß es noch! Ich kenne noch das kleine, wundervolle, furchtbar dreckige Nest. Ich weiß noch die enge Bude, in der ich damals mit Karl Mertens hauste, die soviel Ungeziefer hatte und einen so wundervollen Ausblick auf die leuchtende Bucht. Und an die Alte mit den melancholischen Augen denke ich noch, die morgens ihr Huhn auf der Mauer spazieren führte, das Huhn, dem sie ein Band ans Bein gebunden und das sie sorglich daran festhielt. Und an die junge, glühende Lucia denke ich, die sich so rettungslos in den blonden Jungen vergafft hatte, daß sie ihn Nacht um Nacht in dem dunklen Zypressenhain traf, den blonden, deutschen Jungen, der damals die Sonne noch in sich trug!“

„Wo ist er jetzt?“ fragte das kleine Bild. Und: „Wo ist er jetzt?“ fragten alle — an den Wänden — am Boden — auf der Staffelei — alle fragten es. Langsam setzte sich der Mann auf einen Stuhl. „Tot ist er jetzt, ihr armen Waislein!“

„Tot!“ Ein Aufschrei, ein Stöhnen von den Wänden, vom Boden von der Staffelei. Und dann ein leises, wehes Weinen — das halbfertige Bild auf der Staffelei: „Was soll aus mir werden? Sag mir, was soll aus mir werden?“

Er strich mit weichen Händen über die Leinwand. „In einen Winkel wird man dich stellen, vergessen und verstauben wirst du, du armes, armes Kind — —“

Wie eine zitternde Welle ging das große Weinen durch den Raum, das große Weinen und das große Verlassensein. Dem einsamen Mann ward das Herz zum Brechen schwer. Er trat an das breite Fenster und schaute grübelnd hinunter auf die flutende Stadt. „Karl Mertens! Wie konntest du dies alles verlassen? Warum wolltest du nicht wiederkommen?“

In sein Grübeln hinein klang ein leises Klopfen von der Türe, und leise und vorsichtig tat sie sich auf. Ein wilder Jörn packte ihn. Was wollte ein Fremder hier in diesem Raum. Und gerade diese Frau?

Sie war das junge, blühende Weib eines schwerreichen Mannes. Trug Brillanten und rauschende Seidenkleider. War eine Weltkame grössten Stils und führte ein glänzendes Haus. Und manches Bild von Karl Mertens hing in ihrer Galerie.

Als gewandte Weltkame übersah sie sein feindseliges, befremdetes Gesicht.

„Sie wissen ja, er war so oft unser lieber Gast. Da wollte ich seine Arbeitsstätte noch einmal sehen, ehe alles auseinandergerissen wird — — —“

Mit dem leichten Plauderton der großen Dame schritt sie von Bild zu Bild. Er stand und rührte sich nicht, antwortete nicht. O dieses Phrasengeklänge, dieser blutige Hohn auf das große Leid, das durch den Raum schwang. Daß er so höflich bleiben mußte! Daß er sie nicht davon jagen durfte!

Sie raufte hin und her. Immer gespannter, immer sprunghafter ward ihr Plauderton. In suchender Unruhe schweiften ihre Augen umher.

„Es war doch ein Selbstbildnis da, wie ich mich erinnere? Wir hätten es gerne gekauft — —“

„Das Bild ist mein Eigentum!“ sagte er schroff. „Seine alte Mutter hat es mir geschenkt!“

„Schade!“ sagte sie leicht hin. „Aber vielleicht überlassen Sie es uns doch? Es paßt so gut in die Sammlung seiner Bilder — —“

„Ich wüßte nicht, wo es eher hin paßt: in das Zimmer seines besten Freundes oder in die Galerie eines reichen Mannes!“

Sie atmete schwer und gepreßt. „Aber wenn Sie es nicht der Galerie meines Mannes, wenn Sie es mir, ganz allein mir geben sollen?“

„Auch dann nicht!“

„Ist das Ihr letztes Wort?“

„Mein letztes!“

Um Gotteswillen, was würde da plötzlich aus ihr: die stolze Frau, die raschelnden Kleider, die funkelnden Steine — das alles sank plötzlich zusammen zu einem Häuflein Jammer. „Ich hab ihn geliebt! Ich hab ihn so wahnsinnig geliebt! Ich muß das Bild haben! Ich bin krank vor Sehnsucht nach ihm — — —“ Sie sah mit armen, bettelarmen Augen zu ihm auf, sie rang in tollem Schmerz die Hände. Und flehte um das Bild — und flehte, als gelte es ihr Leben. Unter der Wucht ihres Geständnisses stand er wie erstarrt. Und fragte dann mühsam:

„Wußte er davon?“

„Und ob ers wußte! Wir waren einmal beide arm, und haben zusammen gehofft und gehungert und gefroren. Und haben zusammen gekämpft und wollten das Leben zwingen, uns gnädig zu sein. Aber ich bin vor der Zeit müde geworden. Da kam der andere, und sein Geld lockte und lockte. Ich war so jung und schönheitsdurstig, ich war das Kämpfen so müde! Karl Mertens überließ mich meinem Zwiespalt in schweigendem Trost, und ließ es zu — und ließ es zu, daß ich mich dem andern verkaufte — — —“

„Er hat es Ihnen bequem gemacht, nicht wahr?“ Er lachte bitter auf, und dann leise vor sich hin: „Armer, lieber Junge! Nun weiß ich, was nicht gestimmt hat in deinem Leben!“

Sie stand ihm gegenüber, eine scheue Sünderin.

„Ich habe es schwer gebüßt — glauben Sie mir! Mich hat von der ersten Stunde an gefroren in meinem glänzenden Haus — viel, viel schlimmer als vorher in meiner Armut — so von innen heraus — aus tiefster Seele heraus fror ich. Und meine Seele war immer so warm gewesen, wenn Karl Mertens Pläne für die Zukunft baute — — —“

„Und er?“

„Er ging mir schweigend aus dem Weg. Da hat mich die Sehnsucht bald toll gemacht. Ich habe nicht eher Ruhe gehabt, bis ich ihn in unseren Kreis gezogen hatte. Ich habe geworben um ihn Tag um Tag. Er widerstand mir, verbissen und schweigend. Es war ein erbittertes Ringen zwischen uns, bis er endlich eine einzige selige Stunde nachgegeben hat — —“

„Wann war das?“

„Am Sylvestertag!“

„So, am Sylvestertag! Da kam er noch zu mir am Abend, nahm mich mit in die Kneipe und trank sinnlos, und kaufte sich dann die Lina!“

Sie wurde bleich bis in die Lippen: „Wen?“

„Die Lina — irgend eine Lina! Ich hab ihn damals nicht verstanden. Aber nun weiß ich, warum!“

Ihre Weibesschmach duckte ihr den Nacken — tief — tief —

Er betrachtete sie in finsternem Brüten. Aber dann sprang eine rasende Wut in ihm auf. Er umkrallte ihr Handgelenk und zerrte sie vor das mächtige, half fertige Bild auf der Staffelei. „Das wäre sein Lebenswerk geworden. Fühlst Du den Jammer dieser unvollendeten Schöpfung? Das ist Deine Schuld, Weib!“ Wie vom Blitz getroffen stürzte sie in die Knie.

„Ich weiß — ich weiß! Aber ich hab ihn so wahnsinnig geliebt!“

Das war die Stunde, die das Kainszeichen auf ihre Stirne schrieb. Das Kainszeichen ihrer Schuld.

Er wußte nicht, warum: Es kam plötzlich ein großes Erbarmen über ihn. Mit leisen Schritten ging er ins Nebenzimmer und holte das Selbstbildnis Karl Mertens.

„Nehmen Sie!“ sagte er rauh. „Es ist das Liebste, was ich von ihm hatte!“

In heißer Dankbarkeit preßte sie ihr Gesicht in seine Hände und ging dann mit müden Schritten in ihr kaltes, reiches Haus.

Bis in die Dämmerung saß er in dem einsamen Raum, das Gesicht in die Hände gestützt.

„Du bist ein anständiger Kerl gewesen, Karl Mertens. Darum wolltest du nicht wiederkommen. Darum warfst du dein Leben hin — dein reiches, kostbares Leben — —“

Zwischen seinen Fingern tropften schwere Tränen.

Die Sonnenföhne.

Daß immer grad die Sonnenföhne fallen
In diesem rätselvollen, großen Streit!
In ihrem kurzen, lichten Erdenwallen
Erschienen sie wie gegen Leid — gefeit!
So voller junger Kraft und reiner Schöne,
Daß selbst ihr Glück zur Treue sie sich zwangen!
Nun sind es eben diese Sonnenföhne,
Um die wir trauern nach dem langen Bangen,
Dem langen Hoffen! Bis zur letzten Stunde
Sind sie gleich lebens-, hoffnungsfroh geblieben,
Wir hörten stets nur „Sieg“ von ihrem Munde,
So haben selbst die Sorgen sie vertrieben.
Dann kam die letzte, allerletzte Kunde. —
Man sagt das nicht so schnell, mit einem Male!

Man kann nicht glauben an die Todeswunde!
Und doch. — War's nicht ein herrliches Finale?
Kein 'mählich Siechen, immer Blässerwerden.
Im Siegeslauf, den Lorbeer um die Stirnen,]]
Riß sie der Tod empor! Von dieser Erden
Zu ihres Ruhms unsterblichen Gestirnen. —
Fast schöner noch sind sie im Tod geworden —
Um die verblich'nen Lippen schwebt ein Lachen,
Ein Silberglanz um ihre jungen Orden,
Um die geschloss'nen Augen ein Erwachen —
Und wie wir sie so ohne Leiden sehen
Ebbt leis' die bitt're Schmerzensflut zurück.
Vielleicht — kommt uns noch einmal das Verstehen:
Daß es doch treu geblieben ist, ihr Glück!

Lisa von Rathusius.

Weltkrieg und Aberglaube.

Von Alfred Bratt.

(Nachdruck verboten.)

Im Leben der Völker wie des Einzelnen spielt der Aberglaube eine ebenso interessante wie für Erziehung, Aufgeklärtheit und Kulturgrad bezeichnende Rolle. In zahlreichen Fällen ist er der Schlüssel zum Lösen menschlicher Geheimnisse und ein Kennzeichen von Eigentümlichkeiten der Zeit und der Rasse. Religion, Gläubigkeit, Vernunft, Moral, Gesundheit und Ästhetik eines Volkes können an der Hand des Aberglaubens analysiert und begriffen werden, wo die überlieferten Mittel der Geschichte und das trockene Werkzeug statistischer Wissenschaft den letzten Dienst, das letzte Verstehen nicht bieten wollen. Die Verbreitung, Gestalt und Art des Aberglaubens, mit allen sein Erscheinen begleitenden und charakterisierenden Eigentümlichkeiten, sind in Ort und Zeit verschieden. Stets aber tritt der Aberglaube als Begleiterscheinung großer, umfassender, die Gemüter ganzer Vereinigungen oder Gemeinschaften bewegender Ereignisse stärker auf, als in gewöhnlichen, ruhigen Zeiten. Die politische oder wirtschaftliche Umgestaltung eines Landes, ein über ein ganzes Gebiet hereingebrochenes Unglück — wie Überschwemmung, Erdbeben — rufen fast immer eine Zunahme des Aberglaubens hervor. Und als Schlußglied dieser Feststellungen und Erwägungen erscheint es höchst begreiflich, ja selbstverständlich, daß der Krieg mehr als alles andere den Aberglauben fördert, daß die Kriegszeit stärker als jede andere auch eine Zeit des Aberglaubens ist.

Der Weltkrieg hat eine Kräftigung des alten und ein Emporschießen neuen Aberglaubens gezeitigt. Eine nähere Betrachtung dieses Kriegsaberglaubens in den Ländern der einzelnen Kriegführenden wirft ein, wenn auch nicht wissenschaftliches, so doch immerhin höchst aufklärendes Licht auf die Geistes- und Gemütsverfassung der im Kampfe stehenden Völker.

Der mit dem Kriege zusammenhängende vor ihm aufgekommene, stets aber durch ihn geförderte Aberglaube zerfällt in zwei große Gruppen: in den Aberglauben des Heeres im Felde und den Aberglauben der Bevölkerung daheim.

Der Aberglaube der Soldaten ist ebenso alt wie das Soldatenwesen selbst. Er entstand mit ihm, entwickelte sich mit ihm, pflanzte sich fort mit seinen Überlieferungen und hielt mit seiner Modernisierung Schritt, indem er in neuester Zeit in den Hintergrund getreten war und meist nur noch als Gewohnheit, als Brauch erschien, ohne selbst in seinen Ursprüngen erkannt oder näher beachtet zu werden. Denn mit der Modernisierung der Geister, mit den immer realer werdenden Reformen des Lebens einerseits und dem Entstehen des modern-wissenschaftlichen Spiritismus und Magnetismus andererseits, wurde dem einfachen Soldatenaberglauben der primitive Boden, auf dem allein er zu gedeihen vermochte, fortgezogen. Zu real und zu wenig vorgebildet für die modern-wissenschaftliche Gestaltung dieses Aberglaubens des zwanzigsten Jahrhunderts, wurde der Soldat der Menge zum verhältnismäßig wenig romantischen Krieger der Technik, Organisation und Kraft. Am stärksten hielt sich der Soldatenaberglaube dort lebendig, wo die Menge des Volkes am zurückgebliebensten ist, nämlich in Rußland. Der russische Bauer, die halbwilden Steppen- und Hirtenvölker, der kleine Mann des unter eine von Kirchenmystik verbrämte Gewaltherrschaft gebeugten Volkes — sie alle sind naturgemäß in altem Aberglauben befangen geblieben, und demgemäß kann der russische Soldat wohl als der abergläubigste in den gegenwärtig im Felde stehenden Heeren bezeichnet werden. Hierbei spielt der Traum — eine der primitivsten Formen des Aberglaubens — eine hervorragende Rolle. So glauben die Kosaken, das Traumgesicht eines Ritters in hellstrahlender Rüstung verheißt ihnen einen baldigen Sieg; erscheint der Ritter

aber in einer schwarzen Rüstung, so bedeutet dies, daß der Träumer am nächsten Tage fallen wird.

Der französische Soldat ist wenig abergläubig. Bei ihm handelt es sich mehr um soldatische Sitten, als um Mystik. Weit verbreitet ist im französischen Heere die Meinung, daß die Soldaten ihren traditionellen Kaffee (le jus) bekommen müssen, um erfolgreich kämpfen zu können. Wenn es aus irgend einem Grunde am Morgen vor der Schlacht nicht möglich ist, den Soldaten die Schale Kaffee zu verabreichen, heißt es, die Schlacht würde ein schlechtes Ende nehmen. Man geht aber wohl kaum fehl in der Behauptung, daß es sich hier mehr um die Liebe zu dem gewohnten Getränk, als um irgendeinen geheimnisvollen Glauben handelt.

Auch der englische Soldat war vor dem Weltkriege nicht sehr zum Aberglauben geneigt. Immerhin hatte er seine kleinen abergläubigen Gewohnheiten, und zwar der Seemann mehr als der Tommy. Sehr gebräuchlich ist die Mitnahme eines Talisman (mascot) in Gestalt eines Tieres. Fast jedes Regiment hat einen zwei- oder vierbeinigen Talisman, und es gibt gegenwärtig wohl kein Schiff — mag es sich um einen großen Kreuzer oder um ein kleines Torpedoboot handeln — das nicht irgend ein Tier als Symbol eines günstigen Schicksals an Bord führt. Solche „mascots“ sind Papageien, Katzen, Hunde, ja es gibt sogar Regimenter und Bataillone, die einen glückbringenden dressierten Bären ihr Eigen nennen.

Die meisten dieser Bitten sind erst im Weltkrieg zur Blüte gekommen. Selbstverständlich gibt es auch große Massensuggestionen, die gerade bei den in ihren Nerven erregten Kriegern unglaublich schnelle Verbreitung finden. Das beste Beispiel einer solchen Massenpsychose ist die Geschichte der „Engel von Mons“. Nach den Kämpfen bei Mons entstand unter den beteiligten englischen Soldaten das unerklärliche Gerücht, mitten im Kampfe seien Engel aus den Wolken herabgestiegen, um die Kämpfenden voneinander zu trennen. Diese Nachricht, die höchstwahrscheinlich von einem fieberkranken Soldaten ihren Ausgang genommen hatte, verbreitete sich wie der Blitz. Bald wurden die „Engel von Mons“ zu einer wahren Epidemie. Jeder behauptete, sie ganz deutlich gesehen zu haben. Man schilderte ihre Kleidung, ihr Antlitz, und schließlich behaupteten einige Tommys unter Eid, die Engel seien in Wolken herabgeschwebt und hätten die englischen Soldaten mit ausgebreiteten Schwingen vor dem Feinde geschützt. Die Londoner Blätter bemächtigten sich der Angelegenheit, Ärzte und Universitätsprofessoren erörterten die Erscheinung in langen, höchst ernsthaft gehaltenen Artikeln, und es dauerte eine geraume Zeit, bis die Gemüter sich beruhigt hatten und die Engel von Mons aus der Erinnerung entschwanden, dahin, wo sie gekommen waren.

Weitaus interessanter und bedeutungsvoller aber, als der Soldatenaberglaube, ist der Aberglaube in der Heimat. Er ist bezeichnend für den in Frankreich und England durch den Krieg geschaffenen Geisteszustand, und sein Mißbrauch läßt mehr als einmal hinter die Kulissen der bei den Franzosen und Engländern so beliebten Politik der Gasse blicken.

Waren in der blasierten und verweichlichten Lebewelt von Paris schon im Frieden zukunftsdeutende Damen und erotisch aussehende und sich gebärdende Jünger der vierten Dimension ein beliebter und begehrter Modestück, so erreichten sie im Kriege geradezu ungeahnte Erfolge, die in manchen Fällen sogar das Einschreiten der Polizei erforderlich machten. Immer wieder bildeten sich unter der Leitung geschäftstüchtiger Schwindler sogenannte „Kreise“, in denen Geister zitiert und Kopf-

zeichen gedeutet werden. So ließen sich verschiedene Damen nieder, die behaupteten, mit Napoleon, ja selbst mit Julius Cäsar in direkter Verbindung zu stehen, und die diese Herren selbstverständlich nur auf die Erde der fleischlichen Menschen bemühten, um sie weidlich über die Deutschen schimpfen und spötteln, den französischen Sieg aber als unausbleiblich hinstellen zu lassen. Die Geisterbesitzungen werden offen betrieben und sogar von den Behörden durch weitestgehende Duldung gefördert, solange die Prophezeiungen rein patriotischer Natur sind. Es ist dies ein nicht zu vergessendes großes Moment der chauvinistischen Propaganda, dessen Wirkung sich oft in Ereignissen von weittragender Bedeutung äußert. Allerdings gibt es Fälle, in denen die Behörde wider ihren Willen einschreiten muß. So wurden erst vor Kurzem zwei französische Nationalgardisten verhaftet, weil sie sich als mit allen Mitteln der Geisterwelt arbeitende Überwacher der ehelichen Treue niedergelassen hatten und jeder eifersüchtigen Frau über den Wandel ihres Mannes Auskunft gaben, sofern sie hierfür einen 10-Francis-Schein erhielten. Zum Schlusse kamen die beiden Gardisten auf zwei Wochen ins Gefängnis, weil sie „die Würde des französischen Soldatenstandes durch angebliches Geistersehen verunglimpft hatten“.

Geheim und offen, selten in gutem Glauben, sondern meist als aufgelegter Schwindel, wird so mit dem Aberglauben Mißbrauch getrieben; und allein zur Lösung der immer wieder in der französischen Gesellschaft gestellten Frage, wann der Krieg zu Ende sein werde, bilden sich fast in jeder Woche neue Unternehmungen, die mit Erfolg auf die Leichtgläubigkeit des schwachsichtigen Publikums spekulieren. In diesem Gedeihen der offenkundigsten Schwindelkriegsprophezeiung in Frankreich zeigt sich die niedrige Stufe des Volksgeistes in geradezu verblüffend deutlicher Weise. Und daß auch die Engländer in neuester Zeit Anbeter der okkulten Kriegswissenschaft geworden sind, ist für den angeblich so unbeirrten, klaren Sinn Albions nicht gerade sehr schmeichelhaft. In England ist vor allem die Feldpost zum Vermittler des Aberglaubens geworden. Die Soldaten schicken im Felde gefundene Steinchen, Holzstückchen aus ihren Schützengräben und andere Dinge in reicher Auswahl nach Hause, um sie von Wahrsagern und Wahrsagerinnen prüfen und ihre geheime Bedeutung erklären zu lassen. Umgekehrt kaufen Mütter, Schwestern, Gattinnen und Bräute für schweres Geld die verschiedensten Artikel, deren angebliche Wunderkraft den in den Kampf ziehenden Mann sozusagen kugelsicher machen soll. So wurde ein reger Austausch glückbringender Gegenstände eingerichtet, der die englische Feldpost nicht wenig belastet und sogar

schon zu verstohlenen Klagen der Feldpostämter geführt hat. Daß es eigene Industrien gibt, die alle diese „mascots“ (denn auch hier handelt es sich um nichts anderes) in Mengen auf den Markt bringen und höchst vorteilhaft verkaufen, braucht nicht erst besonders betont zu werden. Im übrigen ist auch in England das Prophezeien des Sieges aus dem Kaffeesatz, das angebliche Materialisieren kriegsfundiger Geister und Ähnliches sehr stark in Schwung gekommen, was beweist, daß der Krieg auf das englische Volksgemüt nicht gerade eine sehr vorteilhafte oder respekt einflößende Wirkung ausübt.

Es ist unmöglich, vom Aberglauben des Weltkrieges zu sprechen, ohne dabei der höchst merkwürdigen okkulten Kriegszeitschriften Erwähnung zu tun, die namentlich in Frankreich allmählich wie die Pilze aus dem Verborgenen schießen und in hohen Auflagen von Hand zu Hand gehen. Hierher gehört vor allem die „Zukunft der nächsten Woche“, die es sich laut Vorwort zur Aufgabe gemacht hat, ihren gläubigen Lesern in jeder Nummer die kriegerischen Ereignisse der nächsten acht Tage vorherzusagen. Dieses in Paris erscheinende Blatt steht wohl einzig in seinem Range da; denn es unterhält, wie es selbst voll bescheidenen Stolz verkündet, die engsten Beziehungen zu allen wichtigen Persönlichkeiten der vierten Dimension, und keine Geringeren als alle Größen der Weltgeschichte von Alexander dem Großen bis zum letzten Napoleon sind seine ständigen Mitarbeiter. Daß diese von blühendem Ansehen gefüllten Blätter neben ihrer Geschäftspraxis mit den Regierungskreisen in gewissem Zusammenhang stehen, ist leicht erkennbar und höchst bezeichnend für den hentigen Stand der französischen Politik. So zählt die „Revue occulte“ den Grafen Chedde Myatowitch, einen ehemaligen hohen serbischen Ministerialbeamten, zu ihrem offenkundigen Mitarbeiter. Dieser serbische Edelmann erzählt in der letzten Nummer des okkulten Blattes von einem serbischen Seher namens Matha, dessen den endgültigen Sieg der Serben prophezeiende Verkündung in den Händen des Sekretärs der „Gesellschaft zur psychischen Forschung“ aufgehoben sei und im richtigen Augenblick entsegelt werden soll, um der staunenden Welt den serbischen Triumph anzufagen. — Alle diese, teils rein schwindelhaften, teils propagandistischen Erscheinungen sind der deutlichste Beweis für die Korruption der Alliierten-Politik und für die irreführende, schwankende Stimmung der Völker. Sie führen eine ebenso deutliche Sprache, wie das völlige Fehlen solcher Erscheinungen in Deutschland, wo man mit offenen Waffen kämpft und die Hilfe der Geister verschmäht, wo das Volk stark und gläubig genug ist, um über einen derartigen angefränkelten Geisteszustand erhaben zu sein.

Schaltjahr und Schicksalstag.

Von Dr. J. Stanjek.

(Nachdruck verboten.)

Das Jahr 1916 ist, wie bekannt, ein Schaltjahr; der diesjährige Februar zählt also nicht 28, sondern 29 Tage. Für unsere Zeit gilt es nahezu als selbstverständlich, daß als der Schalttag der 29. Februar anzusehen ist; in Wirklichkeit ist es aber nicht dieser, sondern der 24. Februar. Ein Blick in jeden Kalender, in dem die Kalenderheiligen aufgeführt werden, zeigt uns, daß der 24. Februar in dem gegenwärtigen Schaltjahr weder im protestantischen noch im katholischen Kalender einen Heiligennamen aufweist und daß in beiden Kalendern die Kalendernamen vom 24. bis 28. Februar in den gewöhnlichen Jahren eine Verschiebung auf den 25. bis 29. Februar erfahren haben. Praktisch hat diese Verschiebung heute nur eine sehr geringe Bedeutung; sie fiel aber früher erheblicher ins Gewicht. Einst waren die zwölf Aposteltage noch kirchliche und in den meisten

Ländern noch staatlich anerkannte Feiertage; da nun der Gedenktag des Apostels Mathias im gewöhnlichen Jahr auf den 24. und im Schaltjahr auf den 25. Februar fällt, so merkte man die Verschiebung schon bei der Feier dieses Aposteltages. Noch heute spielt in den katholischen Gegenden Deutschlands der Namenstag dieselbe, wenn nicht eine größere Rolle als der Geburtstag; wenn also jemand den Vornamen Mathias führt — wie dies namentlich überaus häufig in Bayern der Fall ist, wo man für „Mathias“ gewöhnlich dessen Kurz- und Koseformen „Hias“ und „Hiesel“ gebraucht, — so feiert dieser also in den Schaltjahren seinen Namenstag einen Tag später als in den gewöhnlichen Jahren.

Wer am 29. Februar eines Schaltjahres geboren ist, der erlebt erst alle vier Jahre die Wiederkehr seines

Geburtstages; wer im vorigen Jahrhundert an diesem Tage das Licht der Welt erblickt hat, der mußte gar vom 29. Februar 1896 bis zum 29. Februar 1904, also volle acht Jahre warten, ehe sein wirklicher Geburtstag wiederkehrte, da nach den Bestimmungen des für uns gültigen sogenannten Gregorianischen Kalenders der Schalttag im Jahre 1900 ausfiel. Sicherlich aber hat sich keiner der davon Betroffenen deswegen graue Haare wachsen lassen; diejenigen, die an einem 29. Februar geboren sind, werden genau so in jedem neuen Jahre um ein Jahr älter wie alle übrigen Sterblichen.

Es ist auch nicht richtig, daß, wie vielfach behauptet wird, der Schalttag im Volke als ein verhängnisvoller Tag, als ein Schicksalstag angesehen wird oder jemals in erheblichem Umfange als solcher angesehen worden ist. Den 24. Februar — nicht den 29. Februar — eines Schaltjahres zu einem Unglückstage stempeln zu wollen, beruhte auf einem barocken Einfall des Dichters Zacharias Werner, der, wie bekannt, zu den Zeitgenossen Goethes gehörte und durch seine romantisch-mystischen Ideen vielfach von sich reden gemacht hat. Für Zacharias Werner knüpften sich an das Datum des 24. Februar zwei traurige persönliche Erinnerungen. An einem 24. Februar starb seine Mutter, die in den letzten Jahren ihres Lebens von religiösen Wahnvorstellungen beherrscht war; und an demselben Datum eines anderen Jahres verlor Zacharias Werner seinen besten Freund Mnioch; in beiden Fällen handelte es sich übrigens keineswegs um Schaltjahre. Das brachte den Dichter auf die Idee, den 24. Februar und zwar den eines Schaltjahres zu einem Schicksalstage zu stempeln und darauf die Handlung eines einaktigen Dramas aufzubauen, in dem an dem verhängnisvollen Datum zu verschiedenen Zeiten allerhand grausige Taten verübt werden. Das Stück, das den Titel: „Der vierundzwanzigste Februar“ führt, spielt in der Schweiz. Ein dort ansässiger Wirt Kunz hat ein Messer nach seinem Vater geworfen und wird von diesem verflucht. Der Fluch geht in schrecklicher Weise in Erfüllung; der Sohn des Wirts tötet seine Schwester im Spiel und geht dann in die weite Welt. Reich, aber unbekannt kehrt er bei den inzwischen verarmten Eltern als Gast ein. Der eigene Vater tötet ihn aus Neid und Not und erfährt dann erst, daß es sein Sohn sei. Das Stück, das im Jahre 1815 erschien, ist überaus geschickt und wirkungsvoll aufgebaut und erzielte überall in Deutschland einen ungeheuren Erfolg. Selbst Goethe ließ es in Weimar aufführen.

„Der vierundzwanzigste Februar“ wurde auch von einem Liebhabertheater in Weisensfeld gegeben und hier spielte der dortige Rechtsanwalt Adolf Müllner, der ein Neffe des Dichters Gottfried Bürger war und sich bereits als Lustspielsdichter einen Namen gemacht hatte, die Rolle des Kunz. Müllner wurde durch diese Aufführung zu einer ähnlichen Schicksalstragödie angeregt, die bald darauf unter dem Titel „Der neunundzwanzigste Februar“ erschienen ist und ebenfalls in ganz Deutschland einen großen Bühnenerfolg erzielte. Die Handlung ist noch grausiger wie in dem Wernerschen Schauerstück: der Erbsförster Horst hatte eine Frau geheiratet, ohne zu wissen, daß sie die Tochter seines eigenen Vaters war. Als der Vater dies an einem 29. Februar erfährt, trifft ihn der Schlag. Eine Tochter des Unglücksaares ertrinkt an einem späteren 29. Februar. Nach vier Jahren enthüllt ein aus der Fremde zurückgekehrter Oheim dem Paare in Gegenwart des Sohnes, daß sie Bruder und Schwester seien; den Knaben klärt er mit folgenden Worten auf:

„Du bist Deiner Mutter Nefte
Und Dein Vater ist mein Ohm.“

Darauf bittet der Knabe seinen Vater, ihn zu töten, weil ihm nach dem Tode seiner Schwester das Leben nimmer freue und weil ihn „der Schulherr beständig schmäle.“ Der Vater ersticht den Knaben und überantwortet sich dann dem Gericht; die Mutter bedingt sich aus, bei der

Hinrichtung zugegen zu sein. Immer und immer wieder wird auf das Unglücksdatum Bezug genommen:

„Es war der neunundzwanzigste im Februar,
Der nur kommt ums vierte Jahr.“

Es wird uns heute nicht leicht, zu begreifen, daß dieses Schauerdrama wie das von Zacharias Werner soviel Zulauf finden und Tausende und Abertausende zu Tränen rühren konnte. Um sich diese Wirkung verständlich zu machen, muß man versuchen, sich in den Geist der Zeit hineinzuversetzen, der Deutschland vor hundert Jahren beherrschte. Die endlosen Kriege gegen Napoleon und die Nöte, die sich daraus entwickelten, die Seuchen, die Brände, der Mißwachs, die Teuerung hatten das Volk entmutigt und es fatalistischen Ideen zugänglich gemacht. Es ist daher kein Wunder, daß in dieser Zeit die Schicksalstragödie auf der deutschen Bühne vorwaltete, unter denen ja die beiden Schaltjahrstücke von Zacharias Werner und Adolf Müllner eine bedeutende Stellung einnahmen. Auch in den anderen Bühnenwerken Werners stehen die Helden unter dem unabwendbaren Banne des Schicksalsgedanken. Unter den Schicksalsdramen Adolf Müllners hat außer dem „neunundzwanzigsten Februar“ noch die Tragödie „Die Schuld“ eine besondere Wirkung auf die Zeitgenossen ausgeübt. Eine Erinnerung an diese Schicksalstragödie hat sich bis zum heutigen Tage in unserem Schatz von geflügelten Worten in der Redensart vom „Grafen Verindur“ und dem „Zwiespalt der Natur“ erhalten.

Den deutlichsten Beweis dafür, wie sehr ganz Deutschland vor hundert Jahren unter der Herrschaft der fatalistischen Ideen stand, hat man aber darin zu erblicken, daß selbst ein Dichter von der Bedeutung Grillparzers sich dem Einfluß dieser Zeitströmung nicht entziehen konnte. Er hat damals bekanntlich sein Stück „Die Ahnfrau“ geschaffen, das im Jahre 1817 erschienen ist und das man zu den hervorragenden Vertretern der Schicksalstragödie zu rechnen hat. Grillparzer hätte später viel darum gegeben, wenn er „Die Ahnfrau“ nicht geschrieben hätte, da er immer wieder an diese Verirrung erinnert wurde. Die große Zahl von geflügelten Worten, die sich aus der „Ahnfrau“ bis zum heutigen Tage erhalten haben, beweist aber am besten, welcher starke Eindruck noch die letzte aller deutschen Schicksalstragödien auf die damaligen Theaterbesucher ausgeübt hat. Das bekannteste Zitat aus der „Ahnfrau“, das merkwürdigerweise bei Büchmann fehlt, findet sich am Schluß der Tragödie:

„Öffne dich, du stille Klamme,
Denn die Ahnfrau kehrt nach Hause.“

Diese Worte hatten auch für die Schicksalstragödien eine prophetische Bedeutung erlangt; denn mit der „Ahnfrau“ erreichte im wesentlichen diese Gattung von Dramen ihr Ende.

Auch in der jetzigen schweren Kriegszeit, die wir durchhalten müssen, fehlt es nicht an Anzeichen dafür, daß gewisse Kreise und Schichten unseres Volkes fatalistischen Ideen mehr zugänglich sind, als dies in ruhigeren Zeiten der Fall gewesen ist. Am allerwenigsten aber darf es uns wundern, daß wir der Hinneigung zu verartigen Anschauungen auch in den Kreisen unserer tapferen Feldgrauen begegnen. Wer täglich und stündlich sich der Gefahr ausgesetzt sieht, sein Leben verlieren zu müssen, der ist immer mehr geneigt, an die Macht des Schicksals, an eine Vorausbestimmung zu glauben als derjenige, der nicht diese Gefahren vor Augen hat. Und mit dem Heldentum, von dem uns wieder dieser Krieg so viele leuchtende Beweise erbracht hat, ist doch immer etwas mehr oder weniger Schicksalsglaube gepaart. Trotzdem aber ist es in unserer aufgeklärten Zeit nicht zu erwarten, daß der Schicksalsglaube jemals und besonders nach diesem Kriege wieder einen solchen Umfang annehmen könnte, wie dies vor hundert Jahren zu beobachten war, und wie dies besonders in den Schicksalstragödien der damaligen

Zeit einen deutlichen Ausdruck gefunden hat. Am allerwenigsten ist anzunehmen, daß jemals die Schalttage, die alle vier Jahre wiederkehren, als Schicksalstage angesehen werden könnten. Es handelt sich ja bei diesen Schicksalstagen lediglich um eine Marotte Zacharias

Werners, die in Adolf Müllner einen bereitwilligen Nachahmer gefunden hat. Die übrigen Schicksalstragödien sind von diesem seltsamen Einfall unberührt geblieben, und auch die Volksmeinung und Volksanschauung hat sich dadurch nicht im geringsten beeinflussen lassen.

Der Wille zum Leben.

Skizze von Minna v. Konarski, Wiesbaden.

(Nachdruck verboten.)

Die Schwester erhob sich geräuschlos von ihrem Sitz neben dem Bett, horchte auf die Atemzüge des Kranken und warf einen prüfenden Blick auf ihn.

Der alte Mann lag ruhig. Die eingesunkenen Augen waren geschlossen, die dünnen Lippen hatte er zusammengepreßt, und zwischen den Augen über der Nasenwurzel stand eine Falte, eine Spur jener Leiden, die in den letzten Wochen über ihn gegangen waren. Die spitze Nase ragte scharf über die abgemagerten, bartlosen Jüge hinaus. Es war ein böser, harter Ausdruck, der über dem Gesicht lagerte.

Den hatte er immer, ob er wachte oder schlief. Wahrlich, die Schwester hatte, obgleich dieser Kranke wenig Dienstleistungen von ihr verlangte, die Pflege bei ihm als nicht leicht empfunden. Nun — sie senkte leise und erleichtert auf — lange würde er es voraussichtlich nicht mehr machen. Aus dem Zustand fortwährender Dämmerung, in dem er sich seit der Operation befand, würde er eines Tages hinüberschlafen, würde auslöschen wie ein Licht, dem das Öl ausgegangen.

Der Wille, der strömende Wille zum Leben, war ihm abhanden gekommen.

Die Schwester strich glättend über die Bettdecke, wartete noch einmal, ob ihre Bewegung dem Kranken in's Bewußtsein treten würde, und als sich nichts regte, glitt sie hinaus.

Auf dem Flur traf sie den Oberarzt, der eben die Runde machte. Da er sie aus dem Zimmer treten sah, blickte er sie fragend an. Sie neigte ein wenig den Kopf zu einer stummen Bejahung seiner stummen Frage, dann setzte sie ein halb geflüstertes „Wie immer“ hinzu.

Der Arzt schüttelte den Kopf. Es war ein eigenartiger Fall. Einmal hatten sie den Mann bereits operiert — erst das zweitemal würde der Sitz des Abels getroffen werden; auch diese zweite Operation würde voraussichtlich gut verlaufen, denn bis heute war keine Komplikation dazugeschlagen, die sämtlichen Organe des Mannes schienen gesund zu sein — wenn er sich jetzt nur die Mühe nehmen wollte, kräftig zu werden.

In lauter Fortsetzung seines Gedankenganges sagte der Arzt, zur Schwester gewendet: „Der Mann hat eigentlich eine selten starke Konstitution. Ich hätte darauf geschworen, daß wir den herausreißen würden.“

Die Schwester wiegte den Kopf hin und her. „Den hält eben nichts im Leben. Er hat keine Familie, keinen Freund, nichts, nur —“

„Nur lachende Erben,“ ergänzte der Arzt, da sie, über ihre eigene Anzarttheit ein wenig erschrocken innehielt. „Allerdings werden die am wenigsten geeignet sein, einem das Leben lieb und wert zu machen.“ Er legte die Hand auf die Klinke der nächsten Tür. „Ich werde später nach ihm sehen — in einer Stunde etwa.“

Der Kranke hatte inzwischen weiter vor sich hingedämmert. Er schlief nicht — bewahre! Wann schlief er überhaupt noch einmal fest und traumlos? Die Zeit rann und rann, und mit ihr rann sein Leben dahin. Oh, er wußte ganz wohl, daß er der Ewigkeit entgegenämmerte. Aber was lag daran? Ihm war es einerlei, ob er heute oder morgen über die dunkle Schwelle glitt — in's schweigende Nichts hinein. Ihn

schreckte dort nichts, ihn erwartete dort nichts — gerade wie hier im Leben. Es war so gleichgültig, ob er lebte oder starb.

Im Anfang, nach der Operation noch, da hatte es ihn gepackt, da war das Verlangen in ihm aufgestanden, gesund zu werden. Viele Jahre lang hatte er gespart, sich ein Vermögen erworben — und nichts hatte er vom Leben gekannt als Abstrahieren und Entsagung. Aber — wenn er noch einmal gesund werden sollte, dann wollte er die Früchte seiner Mühen und Entbehrungen genießen — ja, das wollte er: genießen, genießen!

Dann aber — in all den Stunden des Alleinseins hatte sich allmählich ein Gedanke aus der Dämmerung, die ihn umgab, losgelöst, der immer deutlicher wurde, bis er klar vor ihm stand: zum Genießen bedurfte man nicht allein des irdischen Besitzes, wie er früher gewöhnt, dazu bedurfte man vor allem der Genügsamkeit. Und die — das fühlte er — die fehlte ihm ganz.

Nein, für ihn gab es nichts, das ihn zurück ins Leben lockte! Er wendete den Kopf der Wand zu, er mochte nichts sehen von der Welt da draußen, die neu zu grünen und blühen anfang. Durch den handbreit geöffneten Spalt des Fensters stahl sich ein mit Wohlgerüchen erfüllter Frühlingswind, fuhr tändelnd in die weißen Vorhänge, daß sie hin und her wehten, und irrte zu dem Kranken, um ihm schmeichelnd in die Haare zu fahren. Sonnenstrahlen glitten herein, tanzten über Tisch und Bett und hüpfen — ein Bild frohbewegten Lebens — an der Wand auf und ab. Eine Umfel sang. Ihre schmetternden Töne klangen ordentlich aufdringlich — die Ohren taten einem weh.

Der Kranke zog mit matter Hand die Bettdecke über den Kopf und wühlte sich tiefer in die Kissen. Nichts sehen und hören von allem um ihn her — Ruhe und Schweigen waren das einzige, das er noch verlangte!

Die Umwelt versank für ihn, die innere Welt stellte den Betrieb ein.

Als dann die Gehirnmaschine von neuem langsam und zögernd ihre Arbeit aufnahm, grübelte der Kranke, ob er nun doch geschlafen, oder ob einer jener Schwächeanfälle die ihn in letzter Zeit öfter überfielen, seine Sinne in Nacht gehüllt hatte.

Er war fort gewesen, weit weg von hier — vielleicht schon auf der Wanderung nach dem unbekannten Land. Dann aber hatte sich die äußere Welt wieder zu ihm getastet, hatte ihn angerührt und sich ihm mit ihren Geräuschen aufgedrängt. Da war er widerwillig zurückgekehrt.

Woher mochten die Geräusche rühren, welcher Art waren sie? Tappende, vorsichtige Schritte, halblautes Klüstern. Jemand hatte die Hand auf seinen Puls gelegt, ein Kopf hatte sich lauschend über ihn geneigt. Dann verloren sich knarrende Männertritte zur Tür hinaus.

Welche Wohlthat, daß der Arzt ihn so bald wieder allein ließ! Aber nein, da stand eine dunkle Gestalt — aha, die Schwester! — und nun flöste sie ihm einen Köffel Arznei ein. Er wollte das Zeug wieder — wie immer — am Mundwinkel heruntergleiten lassen, da schlug eine bekannte Stimme an sein Ohr, und unwillkürlich schluckte er die Flüssigkeit hinunter.

War das nicht — ja, wahrhaftig, das war Ernst, der zu einem andern sprach — ah, und da war ja auch Richard, der zweite der teuren Nissen, die ihn so sehr liebten, daß sie seinen Tod kaum erwarten konnten.

Nun glitten leichte Frauentritte hinaus. Die Schwester entfernte sich, und die beiden Nissen blieben allein bei dem Kranken. Der verharrte wie bisher regungslos. Mochten sie glauben, er schlafe weiter! Mochten sie beide bleiben oder gehen! Was kümmerte es ihn, daß sie vor der Welt verwandtschaftliche Teilnahme heuchelten! Sicherlich machte es sich gut, ein lachendes Herz hinter trauernder Miene zu verstecken. Er nahm es ihnen auch gar nicht übel, dieses Warten auf seinen Tod. Er kannte die Menschen seit langer Zeit, um solche Gefühle zu verstehen, und er war Philosoph genug, um sich damit abzufinden.

Die zwei jungen Männer hatten ihre Korbessel nahe zueinander gezogen und unterhielten sich — mit Rücksicht auf den vermeintlich Schlummernden — halblaut.

„Weißt Du,“ sagte Richard eben zu dem Bruder, „es ist doch ein netter Brocken, den die Krankheit des Onkels verschlingt! Denk 'mal — seit zehn Wochen befindet er sich nun schon hier in der Klinik. Nun rechne Dir aus: Siebzig Tage zu je zwanzig Mark — das ergibt das nette Sümmchen von vierzehnhundert Mark. Schlagen wir das Honorar für die Ärzte, die Beerdigung und sonstige Nebenkosten darauf, so dürfen wir uns auf fünftausend Emschen gefaßt machen.“

„Recht nett!“ dachte der Kranke, dessen Gehör diese Worte mit aller ihm zu Gebot stehenden Kraft erfaßt hatte. „Sie bezahlen meine Krankheit schon von — ihrem Gelde!“

Ernst hatte das eine Bein über das andere geschlagen und betrachtete aufmerksam seine Fingernägel. „Der

arme Onkel! Wenn man bedenkt, wie er einen Pfennig zum andern getragen hat, wie er jede kleinste Ausgabe als Luxus tadelte, und nun geht ein solch fetter Brocken dahin, ohne seinen Zweck zu erfüllen, wird eigentlich ganz umsonst ausgegeben!“

„Umsonst!“

Das war das Wort, das der Kranke festhielt. Wie eine rotleuchtende Kugel rollte es zwischen seinen Gedanken umher.

„Umsonst!“

Das mühsam ersparte Geld! Hier ging es dahin, ohne ihm Leben und Gesundheit zu retten! und wurde doch nur dafür, allein für diesen Zweck ausgegeben! Wenn es den aber nicht erfüllte, dann war das ja nicht anders, als wie wenn man es nahm und zum Fenster hinauswarf!

Nein — das sollte, das durfte nicht geschehen!

Mit aller Macht wollte er, der Kranke, sich gegen eine solche Verschwendung stemmen. Der Arzt hatte schon öfter von seiner festen Gesundheit gesprochen — nun wohl: die ganze Fähigkeit und Stärke seiner Natur würde er von diesem Augenblick an aufbieten, um wieder gesund zu werden. — —

Als die Schwester an diesem Abend mit dem Essen erschien, stieß er es nicht weg, sondern nahm willig und gehorsam wie ein kleines Kind die ihm dargereichte kräftige Suppe und die stärkenden Arzneimittel für die Nacht.

Zum ersten Male seit langer Zeit schlief er einige Stunden — und am Morgen, als der Arzt seine Runde machte, konnte er auf Zimmer 21 feststellen, daß der Patient einen merklichen Fortschritt gemacht hatte.

Der Lebenswille war erwacht. Die zweite Operation konnte bald ausgeführt werden, und der Patient ging seiner völligen Genesung entgegen.

Die Ordenslotterie.

Humoreske von Karl Pauli.

(Nachdruck verboten.)

Ich wußte, daß es ein schlechter Tag werden würde, denn ich hatte einen sehr unangenehmen Traum. Ich glaube an Träume, nicht an alle, aber an einige, die dann auch meist in Erfüllung gehen. Sowie ich zum Beispiel von brennenden Wasserrädern träume, bekomme ich nie Geld, ich bekomme zwar sonst auch keins, aber an solchen Tagen noch weniger, und heute hatte mir geträumt, ich sei das zweiundzwanzigfache verbundene Kind, welches man in den Schaufenstern der Bandagensgeschäfte stehen sieht, und welches alle Krankheiten und Verwundungen aufweist, bei welchen man zur Heilung Bandagen, Eisblasen, Bruchbänder, Armschlingen, Beinschienen, Kreuzhalter usw. anzuwenden pflegt.

Und dieses Kind, träumte mir, wäre ich! Na, da hört doch alles auf! Aber ich weiß schon, wie ich dazu gekommen war, so etwas zu träumen; es war keineswegs Unsinn, sondern das Ende einer Kette logischer Folgerungen. Ich hatte nämlich jemanden Radieschen essen sehen. Radieschen wachsen im Garten. Einen Garten aber besaß mein Freund Winterfluth. In diesem Garten hatte ich Gretchen kennen gelernt. Gretchen war die Braut von Leo Feldner. Leo Feldner hatte eine Tante. Diese Tante fuhr alle Jahre nach Helgoland. Das Schiff, mit dem sie fuhr, hieß Delphin. Delphin jagt man niemals mit Hunden. Hunde haben Namen. Ein sehr gewöhnlicher Hundename ist Cäsar. Zweiundzwanzig Dolchstiche trafen Cäsar, als er ermordet wurde. Zweiundzwanzigmal ist das Schaufensterkind verbunden und so ergibt sich, auf meine Person übertragen, der Schlüsselstein der logischen Gedankenverbindungen.

Das erste ist so! — Das zweite ist so! Darum das dritte und vierte so!

In dieser Weise arbeitet der Geist mit unübertrefflicher Sicherheit, selbst wenn er ruht.

Daß solch ein Traum etwas zu bedeuten hat, steht doch unstrittig fest, ebenso, daß er wenig Gutes bedeutet, und richtig, kaum schaue ich zum Fenster hinaus — ich schaue sonst nie zum Fenster hinaus — es hat Jahre gegeben, in denen ich überhaupt nie aus dem Fenster gesehen habe, wen ich direkt auf das Haus lossteuern? Machi! Nun wußte ich, was die Glocke geschlagen hatte.

Machi! war — ja, was war er eigentlich? — Er hatte das Geschäft seines Vaters übernommen, der sollte aber auch nichts gewesen sein — nun, sagen wir Kommissionär — seiner Meinung nach machte er nämlich alles, besorgte Heiraten, Möbelwagen, Begräbnisse, Taufen, Briefwagen, Gold, Auskünfte, Rasiermesser, Hypotheken, kurz alles, d. h. er sagte es, eigentlich tat er gar nichts, als, wenn ihm jemand einen Auftrag gegeben hatte, mit Stentorstimme „mach ich, mach ich!“ zu schreien, welcher Eigenschaft er auch seinen Spitznamen verdankte, dann aber konnte der Auftraggeber sicher sein, Machi! ein halbes Jahr nicht mehr zu sehen. Ja, etwas war er doch, er war Systempumper, und darin hatte er es zu etwas gebracht, seine Systeme, in deren Erfindung er unerschöpflich war, zeigten Geist und Willenskraft, ich selbst bin einem solchen wiederholt zum Opfer gefallen, es war das astronomische.

Sobald Machi! nach diesem System einen anpumpen wollte, lenkte er das Gespräch auf Astronomie. „Denken Sie diese Größe, diese Erhabenheit“, legte er los, „wenn man bedenkt, daß der nächste Fixstern, der Alpha Kentauri von uns fünfzig Millionen fünfzehnhundertfünf Milliarden sechs-hundertzweiundzwanzig Millionen vierhundertfünfundsieb-

zigtausendachtthundertundvierzig Meilen entfernt ist. Ein Eisenbahnzug, der zwölf Meilen die Stunde zurücklegt, würde zweiundfünfzig Millionen sechshundertdreißigtausend vierhundertzwanzig Jahre brauchen, um dahin zu gelangen, ja, selbst das Licht, das in der Sekunde einundvierzig Meilen durchläuft, braucht vierunddreiviertel Jahre, um hinauf zu kommen. Und nun gar der Sirius, der ist gar einundzwanzig Billionen sechshundertachtzehn Milliarden vierhundertzwölf Millionen siebenhundertzweiundvierzigtausendachtthundertundvierundzwanzig Meilen von der Erde entfernt. Diesen Stern aber kann man fast nahe nennen gegen den achthundertvierundsechzig Trillionen siebenhundertvierundfünfzig Billionen neunhundertzweiundachtzig Milliarden sechshundertfünfzehn Millionen dreihundertzweiundvierzigtausendeinhundertfünfzig Meilen entfernten Sirius, — können Sie mir nicht 10 Mlk. pumpen?" fuhr er dann in einem Atem seine Rede schließend fort.

Dem also Angepumpten, dem von der Größe der Riesenzahlen noch der Kopf wirbelte, erschien in diesem Augenblicke die Summe von zehn Mark als ein solches Nichts, daß er sie willig gab, ich selbst bin sogar zweimal hineingefallen. Einem drittenmal mußte ich vorbeugen.

"Ich weiß! ich weiß!" rief ich daher, als Machick ins Zimmer trat, „der Quallrian“, ich konnte mir seine Sternnamen nie merken, „ist vierhundert Quadrillionen neunhundert.“

„Seien Sie ganz unbesorgt!“ unterbrach er mich lächelnd, „heute will ich kein Geld, heute bring ich welches.“ O, wie mir das Herz bei diesen Worten schlug.

„Wieviel?“ fragte ich.

„Hundert! Tausende!! Millionen!!“

Das stimmte mich herab, hätte er fünf Mark gesagt, das wäre mir lieber gewesen.

„Haben Sie die Summe gleich bei sich?“ fragte ich.

„So gut wie!“ antwortete er, ebenso falsch wie zuversichtlich.

„Ich gründe nämlich etwas!“

„So, was denn?“

„Eine Lotterie!“

„Eine Lotterie?“

„Machick!“

„Aber da gibts ja schon so viele!“

„So eine gibt es noch nicht!“

„Nun, und welche Art ist denn Ihre?“

„Es ist eine Ordenslotterie!“

„Eine Ordenslotterie?“

„Machick!“

„Aber wie wollen Sie denn?“ — —

Er ließ mich nicht ausreden.

„Sehen Sie“, sagte er, „Sie müssen zugeben, daß sehr viel Verdienst auf der Welt unbelohnt bleibt, daß sehr viele Menschen, die eine Auszeichnung verdienen, keine erhalten, und zwar nur aus dem Grunde, weil ihnen die Gelegenheit fehlt, hervorzutreten, weil ihnen die Kenntnis mangelt, den Wert ihrer Person zu zeigen, weil sie nicht im Stande sind, ihr Tun in das gehörige Licht zu stellen, weil ihre Verdienste im Dunkeln bleiben, mit einem Wort, weil sie kein Glück haben. Und gerade jetzt, wo der Ordensschwindel solche Blüte treibt, ist eine Änderung notwendig. Nun wohl, erweitern wir dem Glück den Spielraum, lassen wir Jeden unter die Dachtraufe seines segensbringenden Regens treten, geben wir dem schweigenden, dem unbekannten Verdienst Gelegenheit, sich nach außen hin Anerkennung zu verschaffen.“

Nun denn, die Gelegenheit ist da! Sie ist geboten! Wir bieten sie durch die von uns gegründete Ordenslotterie, eine Lotterie, in der man statt des flüchtigen Goldes den bleibenden Wert einer dekorativen Auszeichnung gewinnen kann!“

Machick hatte sich in ein schwärmerisches Feuer hineingeredet, die Hand erhoben, den Kopf zurückgeworfen, stand er triumphierend da.

„Aber“, fragte ich, „wo wollen Sie denn die Orden alle hernehmen?“

„Ich stehe bereits mit vielen Staaten wegen Überlassung von Ehrenzeichen in Unterhandlung“, rief er. „Im ganzen sind sechsundzwanzig Auszeichnungen in Aussicht genommen. Den Hauptgewinn soll, wenn möglich, ein hoher europäischer Orden bilden und größere Auszeichnungen untergeordneter Staaten sollen die übrigen Gewinne ausmachen. Die Zahl der Lose beziffert sich auf eine Million, der Preis des einzelnen Loses auf hundert Mark. Um weniger Bemittelten die Teilnahme an der Lotterie zu ermöglichen, soll es gestattet sein, daß mehrere Teilnehmer zusammen ein Los spielen und im Gewinnfalle die erworbene Dekoration abwechselnd tragen! Nun, wie finden Sie diese Idee?“

„Großartig!“ erwiderte ich.

„Wollen Sie vielleicht durch Ankauf einiger Aktien?“

„Danke! Danke!“

„Hm! Aber Sie werden doch ein Los nehmen?“

„Sie wissen, ich bin gar nicht ehrgeizig!“

„Oh, in diesem Falle!“ meinte Machick.

„Zweitens spiele ich nie in der Lotterie, und drittens gewinne ich nie, ich habe nur einmal gewonnen und da wurde die Ziehung für ungültig erklärt.“

„So, so!“ sagte Machick, der das nicht recht zu glauben schien, „aber eine Hypothek sollten Sie doch nehmen.“

Ich schüttelte den Kopf, aber er ließ sich nicht beirren, sondern fuhr fort:

„Es werden zweitausend Aktien zu tausend Mark ausgegeben, macht zwei Millionen, eine Million Lose zu hundert Mark, macht hundert Millionen, zwei Millionen ab, bleiben achtundneunzig Millionen, Unkosten usw. usw. abgezogen achtzehn Millionen, bleibt für jede Aktie ein Reingewinn von — warten Sie mal, bleiben siebzig Millionen! Zweitausend in siebzig Millionen bleibt ein Reingewinn von fünfunddreißigtausend Mark. Wollen Sie? Nein? Bedenken Sie, bei einer Aktie fünfunddreißig Mark, bei zwei siebzigttausend Mark, bei drei einhundertundfünftausend Mark bares Geld! — nein? dann pumpen Sie mir zehn Mark.“

„Aber natürlich gern“, rief ich, „zehn Mark mit Vergnügen, da bekomme ich dann dreißig von Ihnen.“

„Wieso?“ fragte er verdutzt.

„Nun, die beiden Male nach dem astronomischen System à 10 Mark.“

„Ah, so!“ Er machte ein langes Gesicht. „Das hatte ich vergessen!“

„Ich dachte es mir“, bemerkte ich und fuhr, wie nach dem Portemonnaie suchend, in die Tasche, brachte die Hand aber leer wieder zurück. „O, wie fatal“, fuhr ich fort, „jetzt habe ich mein Portemonnaie bei meiner Schwester vergessen und kann Ihnen leider nun nicht dienen. Es bleiben also wieder zwanzig Mark, ich hoffe, Sie werden durch die Lotterie recht bald in den Stand gesetzt sein, mir diese zurückzugeben.“

„Machick!“ sprach er und verschwand.

